

# B e i t r ä g e

zur

## Belehrung und Unterhaltung.

93tes Stück, den 28. November 1808.

Die nomadischen Moraiten. \*)

In den schroffen Bergen, welche die Küste von Napoli die Romania \*\*) einfassen, gibt es mehrere Grotten, die den Hirten und ihren Herden zu Wohnungen dienen. Hier bringen sie die Nacht zu, und treiben Morgens ihr Vieh auf die hohen Bergweiden. Diese Hirten sind immer noch, wie sie Theokrit in seinen Idyllen schildert, oder wie man sie auf griechischen Vasreliefs sieht. Sie haben den einfachen alterthümlichen Anzug behalten, und der milde Himmel, unter welchem sie leben, erlaubt ihnen fast nackt zu gehen. Ein einfaches Hemd von Baumwollzeug, das nur bis auf die Kniee reicht und mit einem groben Gürtel oder einem Riemen um den Leib befestigt wird, ist ihre ganze Bekleidung. Die Bewohner der höchsten Berge tragen Felle von ihren Lämmern,

die auf gleiche Art zugeschnitten sind. Im Sommer wird die Pelzseite auswendig gefeilt, im Winter bedeckt sie die Haut. Ein Tuch von weißer Leinwand, das um den Kopf gewunden ist, schützt sie vor den Strahlen der Sonne, \*\*\*) und ein Stück Leder, mit Bändern befestigt, bewahrt ihren Fuß.

Die Grotten, wo die Hirten Obdach suchen, werden bloß durch einen Haufen Steine, oder durch Hecken und trockne Dornen verschlossen. Mehr bedarf's nicht, um dem Herdenvieh Nachts den Ausgang zu verwehren. Eine dieser Grotten findet man im Hintergrunde der Rhede von Malvasia. Sie wird von mehreren Hirtenfamilien bewohnt. Alle waren ausgegangen, als wir hereinkamen, und wir fanden nur einen Haufen junger Lämmer, die von Hunden bewacht wurden. Ziegen kletterten auf den steilsten Felsen, wo sie würzhafte Pflanzen und die jun-

\*) Aus Castellan's Lettres sur la Morée.

\*\*) An der Westküste der Halbinsel Morea.

\*\*\*) Die Griechen bedecken das Haupt gewöhnlich mit einer Kappe von rother Wolle, welche, um sie zu befestigen, mit einem Stücke Musselin umwunden wird. Eine gleiche Kopfbedeckung war bei ihren Vorfältern üblich; man findet sie auf den griechischen Vasengemälden.

gen Zweige des *Lentiscus* fraßen. Die Grotte ist über 100 Fuß tief. Keine Quelle findet sich in der Umgegend, und die Hirten müssen sich mit dem Wasser behelfen, das aus dem Felsen sickert und in Gefäßen gesammelt wird. Mehrere enge und tiefe Oeffnungen, wohin sich wahrscheinlich die Weiber bei unserer Annäherung geflüchtet hatten, ließen wir unbesucht, und besahen bloß ihr Hausgeräth. Es waren Matten von Palmblättern und selbstgewebte Decken von Ziegenhaaren, die zu Schlafstätten dienen. Erdene Gefäße, worin die Speisen gekocht werden, standen auf dem Heerde. Die Milch wird in hölzernen Schalen aufbewahrt und der Käse in Körben. Wir machten keine Störung und entfernten uns, als wir unsere Neugierde befriedigt hatten. Einige türkische Münzen, die wir zurückließen, gewannen uns das Vertrauen der Hirten, und sie kamen von nun an regelmäßig jeden Morgen an Bord unseres Schiffes, mit Milch und Käse und verkauften uns sogar einige Lämmer.

Dies unabhängige Leben hat großen Reiz für sie, und der Mangel fester Wohnplätze schützt sie gegen die Neckereien der Türken, mit welchen sie wenig Verkehr haben. Nur selten gehen sie in die Stadt, um sich durch Tausch die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Sie scheinen ihre traurige Lage gar nicht drückend zu finden. Erzogen in diesem Zustande, kennen sie nur den Wunsch, ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Kaum glaublich scheint's, daß so wilde un-

wissende Geschöpfe nahe bei civilisirten Menschen wohnen. Aber wären sie minder glücklich? Sie leben ganz abgeschieden in ihrer Einsamkeit, kennen nur einfache Naturgenüsse, mitten unter ihrer oft sehr zahlreichen Familie. Die Besorgung ihrer Herden, die Bereitung ihrer Matten, ihrer Körbe, und der Thierfelle zu ihrem Anzuge, die Einsammlung wilder Früchte — denn von Kultur wissen sie nichts — das sind ihre Beschäftigungen, ihre Freuden. Ihr Leben ist eine Reihe ruhiger Tage, die wir vielleicht einförmig finden würden, aber sie ziehen es einem gebildeteren Daseyn vor, das sie sich verschaffen könnten, wenn sie wollten. — —

Jenseits *Modon* hatten wir uns verirrt. Unser griechischer Führer kletterte auf einen hohen Baum, und rief uns freudig zu, er sähe südwärts ein Lager von nomadischen *Moraiten*. Wir faßten neuen Muth, und erreichten bald das ersehnte Ziel. Mehrere Hunde traten bellend uns in den Weg. Die Hirten kamen herbei. Wir baten um gastfreundliche Aufnahme. Einer von ihnen eilte alsbald zu dem Lagerplatze und kam mit einem Greise zurück, welcher in italienischer Anrede uns mit freundlicher Güte allen Beistand anbot, den er in seiner Lage geben konnte. Wir nahmen dankbar sein Erbieten an, und sogleich wurden uns Ziegenmilch und kleine Kuchen von *Calembrock* \*) gebracht, während man ein kräftigeres Mahl bereiten wollte. Als wir ausgeruht hatten, führte uns der Greis über den Lagerplatz, und gab uns Nachrichten von der Lebensweise der Hirten.

\*) Ich kenne keine Beschreibung von dem *Calembrock*, wenigstens nicht unter diesem Namen. Es ist eine Getreideart. Die langen spitzigen Blätter laufen an dem hohen starken Stengel

Eine Hecke von dornigen Zweigen, die in einander geflochten und von eingerammten Pfählen gestützt werden, bildet eine weite Einfriedigung. In dem Mittelpunkte des Umkreises erheben sich mehrere Hütten, von vier jungen etwa zehn Fuß hohen Baumstämmen errichtet, welche abgezweigt, senkrecht in die Erde gepflanzt und mit einem Dache von Palmblättern bedeckt sind. Unter diesem Dache, sechs Fuß vom Boden, ist eine zweite Decke mit Schlingpflanzen an die aufsteigenden Stämme befestigt, einer Hängmatte vergleichbar, welche mit trocknen Blättern und Schaffellen belegt, dem Hirten zur Ruhestätte dient. Hier sind sie gegen Regen und giftige Thiere gesichert. Die lustige Wohnung ist an der Windseite mit einer Matte verschlossen. Nachts ist immer ein Wächter beschäftigt, die Feuer zu unterhalten, die rings um den Bezirk angezündet werden, um die Raubthiere zu verschrecken. Während der milden Jahreszeit haben diese nomadischen Moraiten keine andern Wohnungen. Sie verlassen ihre Lager, wenn ihre Herden auf den umliegenden Weiden keine Nahrung mehr finden, und suchen neue kräuterreiche Gegenden. Im Winter, oder vielmehr in der Re-

genzeit, wohnen sie in den Grotten, deren es eine große Menge in den Bergen gibt.

Lebensumstände des Artisten J. C. F. Barthel zu Leipzig. \*)

Johann Christian Friedrich Barthel, (zuweilen auch unter seinen Arbeiten Bartel, und *FB.*) geboren in Leipzig, den 14ten Mai 1775, lebt jetzt als Zeichner daselbst. Sein Vater war Johann Friedrich, vormals Kramer, nachher Sensal in Leipzig; seine Mutter Friederika Concordia, geb. Lange. Wahrscheinlich, bei immer kränklichem Zustande der letztern, durch Verwahrlosung der Wärterin, befiel diesen noch einzigen Sohn zwei Jahre nach seiner Geburt die sogenannte englische Krankheit (Rachitis), die seiner Kindheit alle körperliche Kraft raubte, sein Wachsthum hinderte und ihn einem eingezogenen, sitzenden Leben weihte. Alle Hoffnung zur Hülfe wider dieses Uebel täuschte die Sorge der Aeltern, jedoch wurde ein Beinbruch am rechten Schenkel, den ihm ein Fall auf den Dielen im 5. Jahre zuzog, vortrefflich geheilt. Man bewahrte ihn seiner Schwäche wegen vor der öffentlichen Schule, und Privatlehrer, die

hinauf, an welchem sie unmittelbar sitzen. Die Mehre bildet einen Kopf, ungefähr dem Samenbehältniß der Zwiebel gleich. Das Brot von Calembrock-Mehl ist wohlschmeckend, aber schwarz und unverdaulich, woran vielleicht nur die Zubereitung Schuld ist.

\*) Aus dem so eben erschienenen vierten Hefte des 2ten Bandes vom Archiv für Künstler und Kunstfreunde, angelegt und besorgt von J. G. Meusel, Hofrath und Prof. zu Erlangen, (Dresden in der Waltherschen Buchhandlung) entlehnt. Diese periodische Schrift macht sich durch die glückliche Auswahl interessanter Aufsätze und artistischer Notizen (dies Stück enthält auch etwas über die letzte Ausstellung in Dresden) welche sie liefert, der wärmsten Empfehlung werth.

meistens bei ihm wohnten, sollten diesen Mangel ersetzen. Zwar erstickten diese seine Anlagen nicht, aber das Wechseln der Lehrer, so wie ihr oft nicht zweckmäßiger, und ihm nicht angemessener Unterricht mußte doch sein Fortschreiten in Sprache und Wissenschaft einigermaßen verspäten. Selbstthätig versprach indeß frühzeitig sein Geist, sich für die Dichtkunst zu entwickeln, worin ihn seine gebildete Mutter selbst zuerst unterwies. Ihr liebster Wunsch aber, daß ihr Sohn sich zum Volkslehrer bilden möchte, weil ihre Väter, von denen sich bis zu Luthers Zeit Nachrichten fanden, (Johann Lange war sein Freund und half ihm an der Uebersetzung der Psalmen) ohne Ausnahme Prediger gewesen waren, blieb unerfüllt.

Nachdem sie des sechzehnjährigen Jünglings Trieb zum Zeichnen, (der wahrscheinlich bei seiner gehemmten Extensität, bloß das Wirken starker Sinnlichkeit nach der Seite des Geistes aussprach,) nachgegeben, und, damit er diese nützliche Beschäftigung nebenbei, zum Ersatz für andre Jugendgenüsse, doch gründlich betreibe, ihn der dasigen Zeichenakademie übergeben, starb sie zu früh für ihn, an der Lungenucht noch in demselben Jahre. So unaussprechlich dieser Verlust für ihn war, da sie ihn, wegen der außerhäuslichen Geschäfte ihres Gatten, fast allein, mit verständiger, auf sein ganzes Gemüth wirkender Liebe erzogen hatte — so mußte doch der Tod seines Vaters, der kaum 15 Wochen nachher erfolgte, seine Aussichten noch mehr beschränken. Wenig konnte dieser ihm hinterlassen, aber seine einzige Schwester verließ ihn nicht. Als diese sich bald darauf mit dem fünften Lehrer an der Tho-

maschule, Herrn M. Melchenbach, jetzt Conrector daselbst, verheirathete, so übernahm dieser, neben der väterlichen Sorge für seine nothwendigsten Bedürfnisse, auch seine Fortbildung in den Wissenschaften. Bald erschien ihm jedoch des hitzigen Jünglings Neigung für Bildnerie und Farbe, bei seinem Fortschreiten im Vortrag und einigen auf die Sinne wirkenden Versuchen, woraus manche Vernachlässigung im Schulfache hervorging, als entschiednes Kunstgenie, das man nicht länger unterdrücken müsse. Er entfernte ihn daher absichtlich von dem Studium der Griechen und Römer, empfahl ihm die deutschen Dichter und einige Hülfswissenschaften, und fuhr fort, das Aufkeimen seiner Saat väterlich zu unterstützen. Ungefähr in seinem 18ten Jahre war es, als ihn Herr Bause, dieser Veteran in der Kupferstecherkunst, bei sich aufnahm, und, bei der Erlaubniß unter seiner Aufsicht zu arbeiten, ihm noch einen monatlichen Zuschuß gab. Da er dem von allen Seiten gegebenen Rathe, Kupferstecher zu werden, theils der aufstrebenden Originalität, theils seines schwächlichen Körpers und seines lebhaften Naturells wegen, widerstand, so beschäftigte ihn Herr Bause meistens mit Zeichnen. Er kopirte nach Mechau, Klengel, Wagner, in der Geschichte nach Föger, Seidelmann u. s. w. Drei Blätter, die er daselbst radirte, ohne den Grabstichel anzurühren, und wovon nur zwei geätzt wurden, waren die einzige Schule, auf die, als Grundlage, er nachher, durch Umstände genöthigt, fortbaute. Da er indeß sich kräftiger zu fühlen angefangen hatte, verließ er nach zwei Jahren diesen Unterricht, und, nachdem er auch

aus dem Hause seines würdigen Schwagers gezogen war, und nach Verfluß der Minderjährigkeit im späten Aufblühn einer festen Gesundheit, leichten Muths und frohen Sinns die erste Kunde von der Welt mit seiner ganzen kleinen Habe bezahlt hatte, auch die Scheu vor Vorwürfen ihm bei seiner Schwester nicht Hülfe zu suchen vergönnte, mahlte er in äußerster Armuth kleine Bildnisse und andre Seringsfügigkeiten, deren Ertrag immer weniger zureichen wollte. Schulden und Mangel vermochten ihn endlich, mit Herrn Böttcher aus Dresden einen vierjährigen schriftlichen Vertrag einzugehen, nach welchem er für acht Thaler des Monats und freie Kost, den ganzen Tag für ihn zeichnen und seinen Arbeiten vorradiren mußte. Diese Arbeiten, welche mit Herrn Böttchers Namen bezeichnet sind, bestanden zum Theil aus 18 bis 20 landschaftlichen Ansichten aus dem Wörlitzer und Abtnaundorfer Garten (3 Hefte, 4. unvollendet geblieben) die er selbst aufnahm, radirte, und mit einer romantischen Beschreibung begleitete. Letztere konnte bei seiner überwiegenden Phantasie und Unkunde in der Kritik, die er sich erst selbst zu schaffen strebte — zumal in dieser Enge seines Lebens, nicht zum besten gerathen: aber die, übrigens sehr mittelmäßigen, Versuche im Landschaftszeichnen erwarben ihm einen schärfern Blick auf die Natur, und da er im Vortrage auf dem Kupfer sich gänzlich selbst bilden mußte und wollte, so zeigte er damals schon einige Individualität. Ueber zu schmählicher Arbeit erlag endlich sein Nervensystem. Die Symptome durch strenges Sitzen wachsender Hypochondrie ließen sich schmerzlich wahrnehmen; doch nur auf anhaltendes An-

rathen seiner Freunde, vorzüglich seines Schwagers, hielt er um Erlaß noch zu überstehender zwei Jahre an, und nach einigem Nachgeben und zurückkehrender Neue trennte er sich, mit freiwilligem Verlust rückständiger 50 Thaler, ganz von Herrn Böttcher. Jetzt fing er freier zu athmen an, und während er Herrn Rosmäßler, Zeichner und Kupferstecher in Leipzig, gemüthlich an einigen seiner Kupferarbeiten half, und von ihm kräftig unterstützt wurde, erwachte wieder seine alte Neigung zu der Lectüre der alten Klassiker, welcher er sich ehemals ungerne entrisen gefühlt hatte. Er übte sich von neuem abwechselnd in der Latinität, in neuern Sprachen, der Dichtkunst, dem deutschen Style, und begann die Vorbereitung zu einem künftigen Studium der Philosophie in dem Hörsaale des Herrn Hofraths Platner. Im Herbst 1802 nahm ihn Herr Rosmäßler mit sich nach Dresden. Den zweimonatlichen Aufenthalt daselbst benutzte aber unser junge Künstler, dessen Körperlichkeit nun erst zu reifen anfing, und der in eine für ihn neue Welt eintrat, mehr für das Vergnügen, für die Stärkung seiner Gesundheit, für den artistischen Blick auf die landschaftliche Natur, die ihn früher interessirt hatte, und für das innere Fortwirken des Geistes, als zu einem tiefem Studium der großen Muster, welche die Galerie und der Antikensaal darbieten. Seitdem hat er selbstständig und meist nach eignen Zeichnungen etliche 60 Kupferarbeiten für den Buchhandel geliefert, sowohl, meistens mit Zuziehung der Urtheile seines Freundes des J. A. Diez, des einzigen Landschaftszeichners in Leipzig, im Fache der Landschaft, wo ihn die starke Abstufung der Töne, wegen

des Kontrasts durch häufig gebrauchten Grabstichel, charakterisirt, als in der Geschichte. Daher hat er bei einem sehr zurückgezogenen Leben, nach öffentlichen Vorträgen und den besten Schriften, die Philosophie des ältern und neuern Kriticismus, hauptsächlich in Hinsicht auf die schönen Künste, zu seiner liebsten Beschäftigung in Stunden der Muse erwählt, und ein kleines Zeugniß davon, aufgefodert von Herrn B o ß in Leipzig, in der, meist unter körperlichen Schmerzen verfaßten, Schrift abgelegt: *Eumorphea*; Anleitung zur Geschmacksbildung für die zeichnenden Künste etc (1807 im B o ß'schen Verlage (worin er die Ansichten der künstlerischen Phantasie mit der Theorie zu vereinigen versucht, und auf die gemeinsame Bildung jener und einer verständigen Reflexion, mit Hinsicht auf den Geist des Zeitalters, besonders zum Behuf des Jugendunterrichts dringt. Bei der schon anderswo angewandten und hier schlecht gedruckten landschaftlichen Umrissplatte mit angedeuteten Schatten, die sich von ihm im Angesicht der *Eumorphea* befindet und welche sie wohl schwerlich als ihr verwandt erkennen möchte, wurde er zum ersten Mal zweifelhaft, ob er für die Landschaft entschiedne Fähigkeit besitze, wie ihn das Zutrauen des Buchhandels hatte überreden wollen. Er hat sich diese Frage nun resignirend mit Nein beantwortet, und da er auch das eigentliche Kupferstechen, so viel an ihm ist, ganz aufgegeben hat, widmet er sich bei alleiniger Unterstützung durch kleinere Entwürfe für den Buchhandel, der historischen Zeichnung und Malerei, und sieht mit Sehnsucht einem bessern Verhältnisse entgegen, welches ihm erlaube, das Stu-

bium, vorzüglich Raphael's, Titian's, und der Antiken in Dresden nachzuholen, wovon die vorläufige Idee bis dahin ihn nicht irre führen möge.

#### Vereitigung des Maroquins in der Krimm.

Zuerst werden die Häute 24 Stunden in kaltem Wasser eingeweicht, und alsdann die fleischigen und fetten Theile mit dem Schabmesser weggenommen. Man läßt alsdann die Häute 10 Tage lang in Kaltwasser weichen, nimmt nach Verlauf dieser Zeit die Haare weg und legt die Felle alsdann wieder 15 Tage in frisches oft erneuertes Wasser, während man sie wiederholt mit den Füßen tritt. Das letzte Wasser wird mit Hundekoth geschwängert, um die Haare vollends abzulösen, und wenn sie dann noch einmal geschabt sind, hält man sie für hinlänglich gereinigt. Nach diesen Operationen legt man die Felle 4 Tage lang in eine Auflösung von Aële, und darauf in eine lauwarme Abkochung von Honig. Die Felle kommen nachher unter die Presse und werden zuletzt 4 Tage in Salzwasser gelegt. Nach dieser Zubereitung sind sie fähig Farben anzunehmen. Eine Art des Weisfußes, die *Artemisia annua*, abgekocht, scheint die Grundlage aller Farben zu seyn, die man dem Maroquin in der Krimm, in Astrachan und in andern ehemals zur Tatarei gehörigen Städten gibt. Um roth zu färben, thut man Cochenille zu der Abkochung der *Artemisia* und setzt Alaun hinzu. Wenn die Felle aus der Farbenbrühe kommen, werden sie in einem warmen Aufgusse von Eichenblättern mit den Füßen getreten, und wenn sie weich und geschmei-

dig sind, thut man sie in kaltes Wasser, reibt sie endlich mit Olivenöhl und glättet sie unter einer hölzernen Walze.

#### Ueber Vertilgung der Ameisen.

Das sicherste Mittel die Ameisen von den Bäumen zu vertreiben, ist das Schießpulver. Ist der Haufen am Fuße des Baumes, so muß man den Zeitpunkt abwarten, wo sie sich alle versammeln, was während der Nacht geschieht. Früh Morgens störe man mit einem Stocke den Haufen auf, und werfe sogleich so viel Pulver aus, als nach dem Anfange des Haufens nothwendig ist. Ehe die Ameisen sich verlaufen können, wird das Pulver angezündet, und sicher wird keine, die entläuft, zurückkommen. Wenn die Ameisen an Spalierbäumen sind und ihre Wohnung in der Mauer haben, oder wenn man nicht weiß, woher sie kommen, hängt man an die Zweige kleine Gläschen, halb mit Honigwasser angefüllt, worin die Ameisen erfaußen. Auch kann man außerdem hier und da Fleischknochen, Obstschalen und ähnliche Dinge, welche das Ungeziefer anlocken, austreuen, und wenn sie mit Ameisen bedeckt sind, siedendes Wasser darüber gießen. Um das Ungeziefer von freistehenden Bäumen zu vertreiben, erwartet man den Augenblick, wo die Hitze des Tages am größten ist und die Ameisen in der lebhaftesten Thätigkeit sind. Man streut alsdann etwa 1 Loth Pulver rings um den Baum, und schlägt mehrmals an den Stamm. Die Erschütterung theilt sich allen Zweigen mit, und die Ameisen kommen von allen Seiten herab. Sobald man sieht, daß sie sich unten am Stamme versammelt haben, wird das Pulver angezündet.

#### A n e k d o t e n.

Im Jahr 1780 war es eine Modethorheit in Frankreich, zwei Uhren zu tragen. Man mußte sie so prächtig als möglich haben, mit Brillanten und Diamanten besetzt. Der achtzigjährige Herzog von Richelieu ermangete nicht, die Mode mitzumachen. Eines Tages wollte er sich eben auskleiden, als ein Höfling hereintrat. Er bat die Uhren nehmen zu dürfen, zu bewundern, zu vergleichen. Zum Unglück ließ der Ungeschickte eine fallen, und indem er nach ihr griff, um sie aufzufangen, fiel ihm auch die andre aus der Hand. Da lagen beide zerbrochen am Boden. Verwirrt, bestürzt, entschuldigt er sich bestens und tausendmal. Der Herzog aber sagte mit dem gleichgültigsten Lächeln: „Ach! es hat gar nichts zu sagen; ich habe die Uhren noch nie so gut mit einander gehen sehn.“ —

Der einzige Sohn und Erbe des Herzogs v. Penthièvre, starb im J. 1764, an den Folgen seiner Ausschweifungen mit der berühmten Mlle. Miré, einer Person, welche die Musik leidenschaftlich liebte und übte. Da setzten pariser Witzlinge dem Prinzen folgende Grabchrift aus dem bekannten *ut - re - mi - fa - sol - la - si* zusammen: *Mi - re la mi la.*  
(l'a)(mis)

Ein spanischer Hauptmann kam aus den italienischen Kriegen zurück und erzählte viel von den Wundern der Tapferkeit, die er dort verrichtet haben wollte. Ein Bedienter, der ihm bei Tafel aufwartete, nahm mit vieler Höflichkeit sein Mützchen ab und sagte: „Ich bitte um die Gnade, es glauben zu dürfen.“ —

## N o t i z e n.

Es ist irrig, wenn man glaubt, daß die Kunst, auf Glas dauerhaft zu mahlen, und lebhafteste Farben darin einzubrennen, für unsre Zeiten völlig verloren gegangen sei. In England sind seit einigen Jahren verschiedene Versuche, auf Glas zu mahlen, und zwar mit äußerst gelungenen Erfolgen, unternommen worden. Einsichtsvoll geleiteter Fleiß vervollkommnete diese Kunst bedeutend, und sie gedieh unter den Händen geschickter Künstler zu einem Grade von Vollendung, daß sie der Aufmerksamkeit bald ein Gegenstand, dem prahlsüchtigen Luxus ein Bedürfnis wurde. Jeder auf Eleganz sehende Kaufmann in London, dessen Firma und Handelsstoff zeither ein Schild von Holz oder Blech kund gethan, ließ dieses einem geschmackvoll bemahlten Glaseschilde seine lange bedeckte Stelle räumen. Auch ein Deutscher hat sich die Kunst auf Glas zu mahlen und der Malerei durch das Feuer die vollkommenste Dauer gleich den alten Glasscheiben zu geben, zu eigen gemacht, und er übt dieselbe seit zehn Jahren und mit gepriesener Fertigkeit. Sein Name ist: Johann Georg Bühler; sein Wohnort, Urach im Königreich Württemberg. Gegenwärtig beschäftigt ihn ein Kabinet für den König von Württemberg in die königl. Anlagen nach Monrepos. Dieser Künstler verfertigt seine Arbeit nach Zeichnungen, die ihm illuminirt und nach der wahren Größe zugesendet werden. Wappen und Inschriften auf Trinkgefäße sind unzählig aus seinen Händen hervorgegangen und das Ausland sowohl als das Inland besitzt nicht wenige Proben seines betriebsamen Talents.

Die Anzahl der Personen in England, welche von der Druckerpresse leben, ist außerordentlich groß, wenn man die ungeheure Menge von Herausgebern öffentlicher Blätter, Schriftstellern, Setzern, Druckern, Lehrlingen, Buchhändlern, Antiquaren, Buchbindern, Colporteurs u. s. w. mitrechnet. Nach einer sehr mäßigen Berechnung zählt man jetzt in London 1550 Setzer und 370 Drucker, die bloß mit Zeitungen, Journalen, Anschlagzetteln, Lotterielooseen, Comödienzetteln u. dergl. beschäftigt sind. Die Zahl der Buchdruckerherrschaften in London ist jetzt 200, welche 580 Pressen besitzen. Wirft man auf ganz Großbritannien den Blick, so findet man, daß die Zahl aller Zeitungen und Journale, die täglich, wöchentlich oder monatlich herauskommen, 256 ausmacht. In London allein erscheinen täglich 67. Welcher Kontrast auch in diesem Stücke gegen die Zeit der Königin Elisabeth! Vor ihrer Regierung kannte man weder Journale noch Zeitungen. Die erste Zeitung, die auf ihren Befehl im J. 1588 erschien, war der englische Merkur.

In einer Gegend des Großherzogthums Baden hat neulich in Schwein einem dreivierteljährigen Kinde, dessen kleine Schwester davon gelaufen war, alle Finger der linken und 3 Finger der rechten Hand, und das halbe linke Ohr abgefressen, und ihm überdies gegen 100 leichte Wunden versetzt. Das arme wehrlose Kind kroch endlich, vom Instinkte geleitet, in eine Oeffnung unter dem nahen Ofen, die so klein war, daß ihm der Feind, der seinem Leben drohte, nicht folgen konnte. Ein warnendes Ereigniß!